

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 33.

Posen, den 2. August 1927.

Nr. 33.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichader.

9. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

— Kolf Matteredton war schon um acht Uhr bereit. Er hörte Merz ruhig und interessiert zu. Auch Ines begleitete ihn auf seinem Gang durch das hintere Haus.

„Was halten die Herren nun von diesem Spuk?“ fragte sie, als der Kommissar alles erzählt.

„Der Totenkopf-Einbrecher!“ meinte Merz schnell. „Er wurde bei seinem Plan wieder gestört. Ein ganz schwerer Junge, wenn nicht alles täuscht.“

„Ist auch meine Ansicht,“ gab Matteredton zu, „doch bin ich, wie damals, auch jetzt überzeugt, daß er hier kein Geld sucht und sonstigen Raub.“

„Was dann?“ setzte Merz überlegen hinzu.

„Er will nur erschrecken. Er spielt ein Gespenst —“

„Natürlich. Doch nur, um zu stehlen habel.“

„Nein,“ wehrte Kolf ruhig. „Er will dieses Haus gewaltsam entvölkern. Er will durch die Furcht vor Einbrechern oder einem Gespenst —“

Merz lachte spöttisch.

„Das geht wohl zu weit. Das wäre doch wirklich ein wenig absurd! Verzeihung —“

„Was gibt's?“ fragte Ines zurück in den Gang.

Der ältere Diener kam zögernd herein. Er war leicht verlegen und drückte sich scheu an der Tür herum.

„Was gibt's, Johann?“ fragte sie nochmals erstaunt. Der alte Mann drehte die Finger nervös.

„Ich — gnädiges Fräulein — verstehen Sie es also bitte nicht falsch. — Ich möchte — wir möchten — man bat mich —“

„Nur zu!“ Sie war ungeduldig. „So sprechen Sie doch!“

Er rückte sich gerader.

„Gewiß — gnädiges Fräulein — das Hauspersonal — es tut uns ja leid — immer waren Sie gut zu uns. — Glauben Sie mir — aber nach diesem schrecklichen Spuk diese Nacht — die ewige Aufregung — und die Gefahr...“

Allmählich begriff sie.

„Ach so!“ machte sie. „Sie wollen mir kündigen, weil dieses Haus gefährlich sein soll?“

Er grinste verstört. Er schämte sich jetzt.

„Wer wünscht noch zu gehen? Sind Sie es allein?“

„Nein,“ zögerte er, „alle anderen auch! Sie haben so Furcht — und es tut allen leid —“

„Schon gut!“ nickte Ines verstimmt und erregt. „Wir sprechen nachher noch darüber, Johann. Wer will, der kann gehen.“

Er schob sich erleichtert zur Tür hinaus. Kolf Matteredton blickte Merz spitzbübisch an.

„Nun, Herr Kommissar? Sind Sie jetzt überzeugt? Sie sehen die Wirkung sehr prompt. Alles flieht. Die Kratten verlassen das sinkende Schiff. Das ist's, was er will!“

Merz brummte eine unverständliche Antwort und ging schnell voraus.

„Den Schnitt an der Klingelleitung fand ich vorhin. Auch Spuren im Zimmer. Das ist mir schon sicher, der Mann weiß genau in dem Hause Bescheid und war vorher hier. Ich vermute bei Tag, als ich fort war, im Dienst. Nur das ist mir noch unklar: wo kam er herein, und wo ging er fort?“

„Bin ganz Ihrer Ansicht,“ gab Matteredton zu. „Auch das wird sich finden, bei Ihrem bewährten Talent und Instinkt.“

Merz knurrte geschmeichelt.

„Was möglich ist, wird selbstverständlich geschehen.“

Kolf Matteredton kramte in einem Gefach des riesigen Schrankes. Ein Stoß halb verblischener Photographien fiel ihm in die Hand. Er schaute sie spielerisch durch, ohne etwas zu finden, das ihn interessierte. Ines van Hoogh sah ihm über die Schulter. Plötzlich hielt sie impulsiv seine Hand fest.

„Halt! Wie kommt dies Bild her?“ rief sie überrascht und nahm sich eine Liebhaberphotographie, auf welcher, vom Alter verblüht und fleckig, zwei jüngere Männer vor einem Pferd standen und sich unterhielten.

„Das hier ist mein Pflegepapa, — als er jung war!“

Sie schaute voll Rührung die freundlichen Züge des größeren Herrn an.

„Und das hier — der Junge?“ fragte Matteredton leise.

„Das muß wohl sein Bruder sein,“ meinte sie stumm.

„Es ist eine Ähnlichkeit zwischen den beiden. Wenn auch eine Ähnlichkeit — wie soll ich sagen...?“

Sie suchte nach Worten.

„Na, wie Rain und Abel,“ ergänzte Kolf trocken. „Es wäre mir lieb, wenn Sie mir dieses Photo mal kurz überliehen.“

„Gern,“ nickte sie fragend. „Was wollen Sie damit?“ Er zuckte die Achseln und warf einen Blick zum Inspektor hinüber. „Ich werde es Ihnen noch früh genug sagen. Jetzt möchte ich schweigen.“

Sie suchte vergebens nach einer Erklärung. Er bat sie nur lächelnd, doch stumm um Verzeihung.

*

Nikolaj Krasputin hatte den Kopf in die Hände gestemmt. Mit glänzenden Augen und rotem Gesicht sah er in das Dunkel, das rings um ihn stand. Die Schreibtischlampe warf einen gezackten, mattleuchtenden Kreis auf das gelbe Papier eines mächtigen Buches, das dicht vor ihm lag.

Abend für Abend saß er schon so, wie in einem Fieber, und tauchte in eine ganz andere Welt, die er schon von frühester Kindheit geahnt und ersehnt, doch niemals gekannt. Die Welt eines Jenseits, die wunderbar schillernd, geheimnisvoll, grenzenlos, märchenhaft war wie sein eigener Traum, in dem er gelebt.

Wie in einem Rausch, nur unwillig durch die Umgebung gehemmt, ging er durch den Tag und sehnte inbrünstig den Abend herbei, an dem er allein war mit sich und der tiefen, unendlichen Nacht, die ihm immer größere Wunder erschloß.

Mit einer Gebärde tiefster Gläubigkeit und dankbarer Ehrfurcht strich seine gepflegte, durchgeistigte Hand den dicken Stoß Bücher, der rund um ihn lag. Du Prel, Paracelsus, Matheos, Reichenbach, Aksakow und Eglinton wurden ihm Wegweiser zu einer höheren Kraft beherrschter Natur. Sie reichten sich drüben im Dunkel die Hand mit dem Schuhmacher Böhme, mit Rätseln und Lehren der

Judenfabrikant, mit den Rosenkreuzern und all jenen Proben unheimlicher Mächte und mystischer Künste, die einst Alchimisten entdeckt und beschrieben. Immanuel Kant schrieb an Lotte von Knobloch den seltsamen Brief von dem Stadtbrand von Stockholm, in dem er erzählte, wie Swedenborg auf der Gesellschaft des William Castell in Gotheburg plötzlich in jähem Erkläffen verkündete, daß er Stockholm brennen sehe. Und wie sein Bericht sich dann wörtlich erfüllte.

Also gab es doch Menschen, die hellsehtig waren! Die ungehemmt durch ihren stofflichen Körper, die Seele weit über den Raum schieden konnten, um Fernstes zu schauen, was sonst niemand sah von den sterblichen Menschen. Es gab solche Kräfte. Kant war ja ihr Bürge. Und mit ihm so viele. Der Bischof von Upsala sagte es auch. Er war selber Zeuge von einem Erlebnis, bei dem ein einfacher Mann in den Lappmarken sich durch Räuchergas in einen Zustand des Todes versetzte und seinen Astralleib hinaus-eilen ließ in andere Länder, um dort den Beweis seines Zaubers zu bringen. Baronin von Güldstube erzählte ihm von der Doppelgängerin Emilie Sagée, die im Pensionat von Neuvelde in Livland, dicht bei der Stadt Wolmar, Entsetzen erregte, weil sie in zwei sichtbaren Leibern einherging. Männer traten auf und schrieben von einem Brahmanen in Indien, der Zukunft wie fernste Vergangenheit las aus anderen Menschen. Erscheinungen Verstorbener wurden bezeugt von zahllosen Leuten. Die Medien Löpfer, Herr Eginton, Glade, Anna Rothe und Friedrich verbanden die Gläubigen mit ihren Toten. Wie ja schon der Pentateuch wußte vom Dekalog oder von der Offenbarung. Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Franziskus von Assisi, Markgräfin Elisabeth wurden als Menschen genannt, die mit Verstorbenen leiblich verkehrten. Wissende Männer beherrschten nur durch ihren Willen die Menschen. Sie stillten durch Striche der Hand alle Schmerzen, geboten dem Blut, nicht mehr weiter zu fliehen, den Wunden des Körpers, sich heilend zu schließen. Sie zähmten das wildeste Tier mit den Blicken und lenkten die Winde, erzeugten den Regen . . .

Wieder las Krasputin stumm in dem Buche, dann stockte er bei dem sibirischen Pendel. Hier war eine Möglichkeit, selbst nachzuprüfen. Das war ja so einfach.

„Nimm einen Goldring, den du an ein einfaches Menschenhaar hängst, leicht zwischen zwei Fingern und laß ihn so pendeln! Er wird dir dann sichtbare Antworten geben auf all deine Fragen. Er pendelt nach vorn, um dir Ja zu sagen. Sein Nein ist ein deutliches Pendeln zur Seite . . .“

Mit einem Ruck riß sich Krasputin selbst ein längeres Haar aus und knüpfte es an seinen goldenen Ring, den er abzog.

„Sag' mir, ob ich Macht haben werde über die Menschen!“ fragte er laut und hielt das sibirische Pendel nach oben. Es hing einen Augenblick ohne Bewegung, dann schlug der Ring plötzlich ganz leise nach vorwärts und wieder nach rückwärts — stets stärker und schneller. Er pendelte deutlich von hinten nach vorn.

„Ja!“ jubelte Krasputin. „Sag' mir dann weiter, ob mir auch das Glück in der Liebe bestimmt ist.“

Er starrte gebannt auf den schwebenden Goldring. Das Pendeln war schwächer und schwächer geworden. Nun stand der Ring fast unbeweglich im Lichtschein. Dann zuckte er leise . . . in Krasputins Augen sprang Furcht und Verzweiflung. —

Das Pendel schlug langsam und schwer nach der Seite.

„Nein!“ hauchte der Russe. Er rieb sich die Stirn.

„Noch einmal! Das Gleiche!“

Er hielt den Ring fest und ließ ihn nochmals schweben.

Zum zweitenmal zeigte das Pendel ein „Nein“ an.

„Dann also nur Macht!“ nickte Krasputin finster.

„Gut! Fragen wir weiter. Gib mir noch die Jahreszahl an, die ich lebe —“

Die Lippen zusammengedrückt vor Erregung, gab er dem Ring Freiheit. In lebhaftem Anzug strich das Pendel vorwärts. —

„Gins!“ zählte er leise. — Da zuckte ein Schlag durch den Körper des Russen. — Ein leises Geräusch ließ ihn heftig erschrecken. Es war ihm, als stöbe im Schlafzimmer

drüben ein Fuß einen Stuhl an — dann war wieder Ruhe . . .

„Bah — nur die Erregung — ich sehe Gespenster! Ich bin doch allein hier,“ beruhigte er sich und sah nach dem Pendel. Er stand unbeweglich . . .

Mit einem Fluch zerrte er heftig den Ring ab und sah starr ins Dunkel. Pläne, Gedanken, Träume jagten sich in seinem fiebernd erregten Gehirn. Vermischt mit Gelesenem aus seinen Büchern. Er stand unbeweglich und zwang seinen Willen in magische Bahnen. Nur aus seinen Augen sprach feuriges Leben. Sie bohrten sich fest und befehlend hinein in den schwarzblauen Vorhang, der hoch von der Tür des Schlafraums herabhäng. Seine Stimme klang plötzlich auf, hohl und verändert. —

„Wenn die magische Kraft in mir wohnt, um Wunder zu wirken, so will ich Beweise von dieser Kraft sehen. Der Geist meines Vaters soll vor mir erscheinen —!“

Sein Blick hing geweitet und starr an dem Vorhang. Die Standuhr schlug tönend. — Sein ganzes Sein krampfte sich an seine Wünsche. Die Anstrengung trieb ihm das Blut in die Augen. Ein rosiges Nebel schien alles zu füllen. —

Da! — er schrie fast auf — nein, es war keine Täuschung. — Der Vorhang bewegte sich leise — kaum merkbar — wie von einem Windhauch. —

Von Krasputins Lippen kam es wie ein Stöhnen. Sein Kopf war weit vorgestreckt . . . Da fuhr er rückwärts . . . Im Dunkel hob sich für Sekunden ein Etwas, ein weißes Gesicht — grünlich schimmernd darunter zwei Hände. — Dann war es im Dunkel des Vorhangs verschwunden — fort — wie eingefogen

(Fortsetzung folgt.)

Marburg.

Der bekannte, aus Hessen gebürtige, 3. St. in Berlin wohnende Dichter Heinrich Guibert, der vor kurzem 50 Jahre alt wurde, hat für sein Gedicht Marburg den Ehrenpreis der Stadt Marburg erhalten. (Güterlets „Feuerpruch“ ist von Eugen Naumann, dem Führer der Deutschen in Polen, vertont worden). Das Gedicht wird bei der 400-Jahrfeier der Universität Marburg gesungen werden. Es ist im Gebirgsband „Trommel und Harfe“ (Verlag „Hochschule und Ausland“, G. m. b. H., Charlottenburg) Nr. 240 abgedruckt.

Nun weh't's um mich wie Heimatlust;
Altmarburg grüßt mich wieder!
Der alte Glanz, der alte Duft
Und auch die alten Pieder.
Der hohen Siebel hunt Gebäll,
Der Dom in Himmelsbläue,
Die Herzen froh und nimmer weh
Die alte Hefentreue.

Die Säglein steigen hoch bergan,
Umsäumt von Moosgemäuer,
Und drunten blüht die liebe Lahn
In blankem Silberfeuer.
Die Hessenmädels schlant und raut,
Von edlem Wuchs die Olieder.
Das Auge blau wie Himmelskrant,
Altmarburg grüßt mich wieder.

Dem Schloß am Berge zugewandt,
Thront Philipps alma mater,
Und auf dem Markt bei Maß und Band
Steigt froh der Landesvater.
Und alles klingt und alles schwingt
Voll Jugend, Luft und Pieder.
Das alte Herz voll Jubel singt:
„Altmarburg hat mich wieder!“

Maxim Gorki:

Der Gärtner.

Februar 1917.

Automobile sausen donnernd und heulend durch die Straßen und besprühen Mauern und Menschen mit Schmutz. Sie sind vollgepfropft von Soldaten und Matrosen, und wie Stacheln starren die eisernen Spitzen der Bajonette empor, als seien es riesige tollgewordene Ideal. Manchmal knact trocken ein Schuß. Revolution! Das russische Volk ist eifrig und emsig mit seiner Freiheit beschäftigt, als jage es nach ihr, suche sie irgendwo außerhalb seiner selbst. Im Alexanderpark arbeitet einsam ein Gärtner, ein Mann von etwa 50 Jahren; stämmig, plump, kehrt er ruhig Laub und Unrat von den Wegen und Beeten und scharrt

den angestaunten Schnee zusammen. Die tolle Bewegung ringsum scheint ihn nicht im geringsten zu interessieren, er scheint das Geknurre der Hüpen nicht zu hören, das Geschrei, das Singen, die Schüsse, er steht nicht die roten Fahnen. Ich beobachte ihn und warte auf den Augenblick, wo er den Kopf heben wird, um die an ihm vorübergehenden Menschen zu betrachten, die Lastwagen, auf denen die Bajonette funkeln. Aber er arbeitet gebückt unbetrachtet weiter, wie ein Maulwurf, und ist anscheinend ebenso blind.

März.

Auf der Straße, über die Parkwege nach dem „Volksbause“ zu ziehen langsam Hunderte, Tausende grauer Soldaten, von denen manche an Stricken Maschinengewehre hinter sich ziehen, als seien es eiserne Ferkel. Es ist ein aus Oranienbaum eingetroffenes Maschinengewehrregiment, — wie es heißt, mehr als zehntausend Mann. Sie wissen nicht, wo sie hin sollen; seit dem frühen Morgen irren sie in der Stadt umher und suchen nach einer Unterkunft. Die Bürger haben Angst vor ihnen, die Soldaten sind müde und hungrig und jornig. Ein paar Mann haben sich sitzend oder liegend, am Rande eines großen runden Beetes niedergelassen, haben ihre Maschinengewehre, Flinten und Vorratsbeutel darüber hin ausgebreitet. Ohne Hast tritt mit dem Besen in der Hand der Gärtner zu ihnen und fährt sie böse an: „Was fällt euch ein, euch hier hinzulegen? Seht Ihr nicht, daß das ein Beet ist? Hier sollen doch Blumen gepflanzt werden! Seid Ihr denn ganz blind? Das ist ein Platz für Kinder! Marsch, aufstehen, macht daß Ihr weiter kommt!“ Und die jornigen, schwer bewaffneten Menschen kriechen gehorsam wieder von dem Beet herunter.

6. Juli.

Soldaten von der Front mit Stahlhelmen umzingeln die Peter-Pauls-Festung. Gemächlich iraden sie die Straße entlang, durch den Park, ziehen ihre Maschinengewehre hinter sich her, schleppen nachlässig die Flinten. Hin und wieder ruft einer den Bürgern gutmütig zu:

„Schert euch . . .! Gleich wird geschossen!“

Die Städter möchten die bevorstehende Schlacht sehen; schweigend, behutsam wie Füchse schleichen sie den Soldaten nach, verstecken sich hinter Bäumen und redden die Häuse, begierig nach vorn blickend.

Im Alexanderpark in den Anlagen blühen die Blumen, über die Wege schreitet der Gärtner. Er hat eine reine Schürze vorgebunden, hält eine Schaufel in der Hand und schreit die Gaffer und die Soldaten an wie Hammel.

„Wo willst du denn hin? Was fällt dir ein, auf den Rasen zu treten? Habt Ihr denn nicht auf den Wegen genug Platz?“

Ein härterer eisentöpfiger Bauer in Soldatenuniform, das Gewehr unter dem Arm, sagt zu dem Gärtner:

„Paß auf, Onkel, wir schießen dich sonst noch tot!“

„Mach nur, daß du weiterkommst, Schießsoldat du!“

„Wir sind im Krieg, mein Güter!“

„Mach du deinen Krieg, ich habe hier meine eigene Arbeit.“

„Das stimmt ja nu! Hast du nichts zu rauchen?“

Der Gärtner holt seinen Tabaksbeutel aus der Tasche und brummt laut:

„Ihr sollt aber nicht gehen, wo es verboten ist.“

„Es ist halt Krieg!“

„Was kümmert mich das! Kriegsführen ist sehr bequem, aber ich bin hier ganz allein! Du könntest dir auch dein Gewehr besser putzen, das ist ja ganz verrostet, das Gewehr . . .“

Da durchschneidet ein Pfiff die Luft, der Soldat hat sich seine Zigarette noch nicht anzünden können und eilt schon zwischen den Bäumen von bannen. Der Gärtner spuckt hinter ihm her und schreit:

„Wo rennst du nu schon wieder lang, zum Teufel! Kannst du denn den Weg nicht sehen? . . .“

Im Herbst.

Der Gärtner geht durch die Allee mit einer Leiter auf der Schulter, mit einer Schere in der Hand und bescheidet die Bäume. Er ist mager geworden, zusammengeschrumpft, die Kleider hängen ihm am Leibe wie die Segel am Mast an einem windstillen Tage. Die Schere beißt die nackten Zweige durch und klippt laut und jornig.

Ich betrachte mir diesen Menschen und dachte bei mir, daß wohl weder ein Erdbeben noch eine Sintflut ihn hindern könnten, seine Arbeit zu tun. Und wenn sich plötzlich herausstellen sollte, daß die Posaunen der Erzengel, die das Ende der Welt den jüngsten Tag ankünden, nicht blank genug blitzen, so würde sicherlich dieser Mensch sachlich und rauh die Erzengel anschauen:

„Ihr könntet auch gefälliger eure Posaunen besser putzen!“

(Mit besonderer Genehmigung des Malik-Verlages, Berlin, der die gesamten Werke von Maxim Gorki herausgibt, dem Bande „Erlebnisse und Begegnungen“ entnommen.)

Der rote Busch.

Von Johannes B. Jensen.

Es waren zwei junge Menschen. Seit einiger Zeit hatten sie einander nicht gesehen, und nun war es, als ob Himmel und Erde hüpfen, als sie sich wiedertrafen. Dem jungen Manne fiel es schwer, seine Hände zu beherrschen. Sie war herzlich, aber etwas zu eifrig und entgegenkommend. Sie konnten nicht ruhig

stehen bleiben und gingen drauflos, ohne zu ahnen, wohin. Sie verschluckten große Mengen Luft — das Wiedersehen hatte sie atemlos gemacht.

Während sie, ohne irgend welchen Grund zu haben, so vorwärts hasteten, wurde es ihm klar, daß etwas Fremdes, ihm Unbekanntes sich in ihr Wesen eingeschlichen hatte. Schließlich gelangten sie auf ein Feld. Sie ging schneller als er. Er redete die ganze Zeit nervös auf sie ein. Sie schwieg, aber erregt, reckte sich in der Taille und ihre Nasenflügel vibrierten. Es war etwas Köstliches und Gefährliches, etwas Nüchternloses an ihr. Bestürzt sah der junge Mann, daß sie viel hübscher geworden war — daran hatte er aber nicht teil. Der Himmel drehte sich um ihn.

Sie gingen durch hohes Gras und blieben bei einem Busch stehen.

„Du hast ja mit mir fast gar nicht gesprochen,“ brach der junge Mann verzweifelt aus, nachdem er selbst andauernd geredet hatte, wie zum Tode Verurteilte das zu tun pflegen, ohne zu wissen was und warum . . .

„Das habe ich auch nicht,“ erwiderte sie und lachte, wobei ihn ihr harter und offener Blick traf. Da begriff er, daß er ihre Vertrautheit verloren hatte.

Er senkte den Kopf, verstand, fand sich in sein Unglück und fragte sie ehrlich, ob sie während seiner Abwesenheit einen andern gefunden habe. Mit Mühe und schlecht verdeckter Qual fügte er hinzu, daß er das gar nicht sonderbar fände — wenn sie ihm einen anderen vorzöge . . .

Das war edel gesagt. Sie lächelte kaum merkbar — aber sie sagte nichts. Beide schwiegen. Er mit schwer arbeitender Brust und gesenktem Kopf, als sei ihm ein Gewicht in den Nacken gefallen, und sie, ohne die Augen niederschlagen. Als er wieder zu ihr aufschah, aller Hoffnung beraubt, lachte sie warm und streckte ihm ihre Hand entgegen. Er durfte ihre Hand haben . . . die übergab sich ihm, und er umschloß die kleine Faust mit der feinen und schraubte sie fest, sie bettete sich in der seinen zur Ruhe, wie ein Hermelin sich in seiner Behausung zurechtfindet.

Er fühlte aber, daß ihre Fingerspitzen wie von heimlichem Fieber brannten, die Lieblosigkeit war ihm angenehm, aber . . .

In tiefen Gedanken blieb er stehen. Er stierte zu Boden. Der Himmel berging, der Sommertag verrann in nichts. Von der ganzen Welt blieben nur seine Stiefel übrig, auf die er unverwandt starrte.

Ja, das waren schwierige Gedanken . . . Der junge Mann hatte das bis jetzt nicht gewußt und lernte es in diesen Augenblicken, daß — wenn es sich um Liebe handelt — eine Frau dazu fähig ist, in ein und demselben Atemzug unmögliche Dinge zu verschweigen und — ganz aufrichtig zu sein . . .

Er wurde alt, während er da stand und dachte. Eine Wolke senkte sich auf seine Stirn und blieb dort für immer. Er senkte. Noch immer standen sie an dem Busch — einem Dornbusch — zu dem sie gelangt waren auf ihrem blinden Weg ins Blaue.

Er hebt den Kopf, sieht sie an. Sie ist schöner und schöner geworden . . . zerknirscht betrachtet er sie, nie zuvor war er verliebter gewesen . . . Da springen an dem Busch, an dem sie lehnt, große flammendrote Rosen aus . . . und — mit einem Schrei stürzt er sich — in die Dornen . . .

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Aus dem Briefe einer Frau über ihre Eindrücke auf der Joppoter Waldbühne 1927.

Ach, warum sind Sie nicht unter uns, mein Freund!

Wir erleben doch Absonderliches. Kaum ist die Beethoven-Jahrhundertfeier verklungen, an der die Welt Anteil nahm, so hebt in Bayreuth das 50jährige Jubiläum an und bringt nach dreißig Jahren den Tristan — lenkt der Theatervaren mit ersten und opferwilligsten deutschen Künstlern her an den Ostseestrand und schlägt unter den „regen Wipfeln“ nordischer Birken und Kiefern an sorgsamst vorbereiteter Stelle seine Bretter auf. Tausende Schmachttender — („Anerkoster!“) drängen sich zum Heilquell größter deutscher Kunst. Größter weil umfassendster! Richard Wagner scheint in einem Ausmaß apollinisch, wie sonst nur etwa Michelangelo — weil er die meisten Mäusen am Bändel hat. Wo soll der Einseitigere stärker umarmen! aber für die Allgemeinheit tat wohl niemals ein Künstler so unerhört viel, bringt er doch buchstäblich nahezu jedem etwas. Wir erleben hier in Joppot heuet sein fünftes und in obigem Sinne wohl größtes Werk in der unsterblichen „Götterdämmerung“. Erleben es „da, wo wir hingehören, mit jeder nächsten Wohltat der Natur und unwittert von allem Segen der Gestirne“. Bei der ersten Aufführung (am 24. Juli, die letzte findet am 2. August statt) hielt der Gewitterregenschauer beim ersten Erkingen der Wundertöne an und war von uns allen „unterm Sternenzelt“ völlig vergessen — als er kurz vor Schluß noch einmal einsetzte, während Brühildens gewaltigem Weisefang. Für zehn Minuten mußte sich der hohe Eichenlaubvorhang vor der Scene schließen, nicht so sehr um der hingebend selbstlosen Darsteller als der empfindlichen Instrumente halber, denn „sie tragen diesen Schatz in irdischen Gefäßen!“ Die Zuschauermenge verharrte schweigend und gesammelt, mag auch mancher innerlich gehadert haben. Als der grüne Vorhang wieder auseinanderrauschte, war man ganz wieder im Bilde und im Bann. Es war nur wie „Regen in den Braunkranz“, nur eine Atempause zur Vorbereitung auf das Letzte, Höchste. Unbeschreiblich, wie Frida Leider es uns wiedergab, dies tiefe Götterleid nach dem menschlichen Durchschnittsweg der Guttrune, dieses „Stirb und Werde“ vor uns stellte argsehts

der läuternden Flamme ewigen Niederreißen und — ewigen Wiederaufbaus? Wie das Orchester mit seinen überirdischen Klängen und großen, gegen einander ankämpfenden Motiven alles unterstreicht und umwogt! Die Zauberwirkung ewiger Kunstwerke erklärt sich dadurch, daß dem Empfänger ein Spiegel vorgehalten wird, in dem er sich selber, seine Schuld und seine Buße erkennt. Viele gehen unter, ohne die Zusammenhänge zu verstehen. Die ganz Großen legen in erhabener Einsicht selber das läuternde Feuer an Vergänglichem, lehren uns zu vergehen, aber nicht ganz aufzuhören, wie es die Götter selbst mußten! Von fern liegt auf Knien die Menge, stumpf ergeben, einzelne Fäuste ballend, alle in mehr oder weniger bewußter Sehne.

Mir soll dies Bild und sein Klang bleiben bis in eigene letzte und höchste Stunde — — —

Wer diese einzigartige Bühne nicht kennt, nicht diese Akustik und Wiedergabe unter Max von Schillings Herrscherstab, dieses Zusammenwirken begnadeter Darsteller, die ich nicht alle nennen kann, aber allen von Herzen danken muß, die nur mit Bayreuth vergleichbar sind in ihrer Selbsthingabe, die auf unsere junge Kulturstätte dieselbe Weihe wie dort ausgießt — der wird mich nicht verstehen. Tiefst verstehen kann diese „Götterdämmerung“ vielleicht überhaupt nur die Frau?! die ganz unfähig zu erschaffen, aber wohl deshalb auch fast unerreich im Verstehen und Wiedergeben ist? Der Genius der Größten huldigt als „der Weisheit letzter Schluß“ da dem Ewig-Weiblichen und legt hier der Brünhilde, dem „wissend gewordenen Weibe“ Erkenntnisworte in diesen Klängen unter! Aber die Tat verbleibt stets dem Manne — und ohne Tat wäre keine Erkenntnis?!

Ach, warum sind Sie nicht bei uns, Freund!

Elefantenschug.

Noch immer ist die Sehnsucht aller Jäger und Abenteuerlustigen Afrika, das Land der Löwen, Giraffen und Elefanten. Scharen von Jägern ergossen sich in dieses Land und begannen eine rücksichtslose Jagd auf das Großwild, mit dem Erfolg, daß einzelne Tiergattungen fast vollkommen ausgerottet wurden. Die Regierungen sahen sich daher gezwungen, Jagdarten auszugeben, um nicht eine völlige Vernichtung des Wildes — mit Ausnahme des Raubwildes — eintreten zu lassen.

Selbstverständlich gehört zu den Tieren, die erhalten werden sollen, der Elefant. Die Jagd auf den afrikanischen Elefanten, den Vetter des indischen, ist seit langer Zeit geradezu eine wütende Verfolgungssucht, da die kostbaren Zähne des Elefanten Tausende von Jägern zu förmlichen Mebeleten anstacheln. Infolgedessen durfte nach dem Gesetz kein Jäger mehr als zwei Elefanten im Jahre erlegen, und männliche Elefanten dürfen nur dann geschossen werden, wenn das Gewicht eines ihrer Zähne nicht weniger als 5 Kilogramm beträgt. Die Jagd auf weibliche Elefanten ist überhaupt verboten, und die Ausfuhr von Zähnen der Weibchen und Jungen ist untersagt.

Der italienische Jäger Vittorio Tedesco Zamarano führt in der „Lettura“ aus, man sollte glauben, daß die so geschützten Elefanten einer sicheren und glücklichen Zukunft entgegensehen, aber es gibt natürliche Gesetze, die viel strenger sind als die menschlichen, und die unerbittlich dekretieren, daß Tierformen, die ihre Art überlebt und biologisch im Gegensatz zu den folgenden Perioden stehen, verschwinden müssen. Zu diesen Tierformen gehört auch der Elefant, für den allerdings in naher Zeit die Gefahr, daß er in Afrika aussterben könnte nicht besteht.

„Wer wie ich,“ schreibt Zamarano, „die ungesund und unweiblichen Gegenden Zentral-Afrikas durchwandert hat und die Beobachtungen machen konnte, daß es dort kaum einen Kilometer Wald gibt, in dem nicht frische Spuren von Elefantenherden sich fänden, der mag über das vorläufige Schicksal der großen und edlen Tiere einigermassen beruhigt sein.“

Es gibt gegenwärtig auf dem afrikanischen Kontinent mehrere Hunderttausend Elefanten, dem allerdings die Ziffer von einer jährlichen Elfenbeinausfuhr aus Afrika von ca. 1000 Tonnen gegenübersteht. Legt man dem das Durchschnittsgewicht von fünfzehn Kilogramm Elfenbein für jeden Elefanten unter, so kann man sagen, daß jährlich ca. 50 000 Tiere erlegt wurden. Da aber neuerdings eine große Menge lebender Elefanten festgestellt wurde, hat sich die französische Regierung entschlossen, für das Abangt-Gebiet am Kongo, das besonders reich an Elefanten ist, die Jagd gegen eine niedrige Taxe unbeschränkt freizugeben.

Zamarano behauptet, daß der kostbarste Elefant der des Jubalandes ist, den man nach Westen bis zum Kenia- und dem Rudolfsee findet. Diese Raffie liefert für den Handel die größten Zähne, von denen einer, der im amerikanischen Nationalmuseum aufbewahrt wird, die unerhörte Länge von 3,45 Meter hatte, also ungefähr so groß ist wie der größte Säuer eines fossilen Mammut's. Der Umfang eines Zahnes von 62 Zentimeter und das Gewicht von 117 Kilogramm stellen Rekordziffern dar.

Aus aller Welt.

Elektrische Heizung des Akerbodens. In einer Farm in der Nähe von Stockholm ist es nach wiederholten Fehlschlägen nunmehr gelungen, mit Hilfe elektrisch geheizten Bodens, Gemüse vorzeitig auf den Markt zu bringen. Es werden besonders hergestellte heizbare Drähte mit entsprechenden Armaturen in den Boden gelegt und durch elektrische Kraft zum Erhitzen gebracht. Auf

diese Weise ist es gelungen, Saate bereits im März auf den Markt zu bringen.

Geburtenuriosum in Paris. Bei der jüngsten Volkszählung in Frankreich hat sich gezeigt, daß die Zahl der weiblichen Nachkommen in den als vornehm bekannten Stadtvierteln von Paris eine außerordentlich hohe ist, während andererseits in den Vororten mit der ärmeren Bevölkerung die Zahl der männlichen Nachkommen überwiegt. Eine wissenschaftliche Begründung dieser durch die Zählung aufgedeckte Tatsache läßt sich noch nicht angeben, doch wird das eigenartige Verhältnis in der Pariser Presse lebhaft erörtert.

Chinesische Sparsamkeit. In seinem kleinen Büchlein „Mensch und Erde“ berichtet Kirchhoff einen Fall chinesischer Sparsamkeit, der wohl einzig in seiner Art dastehen dürfte. Er erzählt darin von einem amerikanischen Missionar, der eine hochbetagte Frau sah, die kaum imstande war, sich fortzuschleppen und sich nur mühsam an den Häusern einer Straße entlang tastete. Diese Frau befand sich, wie der Missionar erfuhr, auf ihrem letzten Gange. Sie wollte, da sie den Tod vor Augen sah, ihre einzige Verwandte aufsuchen, um von deren Haus aus beerdigt zu werden, damit die Sargträger nicht so viel fordern würden wie bei dem weiteren Weg von ihrer eigenen Wohnung aus.

Autofahren als Beruf. Der Pariser Polizei ist es nach langen Bemühungen gelungen, eine Verbrecherbande zu verhaften, deren Spezialität Automobil Diebstähle waren. Die acht Personen starke Bande operierte unter Führung eines Zirkusakrobaten und Fallschirmflüglers namens Schlächter und hat nachweislich in Paris, Lyon und Versailles etwa 30 Automobile gestohlen. Bevorzugt wurden Wagen, die vor Theatern und Restaurants standen. Nach geringen Umänderungen und mit falschen Papieren wurde der Verkauf gleich bewerkstelligt. Der so erzielte Gewinn soll über eine Million Franken betragen. Schlächter machte vor einiger Zeit von sich reden, als er eine ziemlich steile Straßentreppe von etwa 40 Stufen in der Nähe des Pariser Ostbahnhofes mit einem Auto hinunterfuhr und als er in letzterem einen Sprung in die Seine machte. Beide Male nahm die Polizei den 20jährigen Akrobaten fest, ließ ihn jedoch gleich wieder laufen und verzicht ihm seine etwas ungewöhnliche Geschäftsklame.

Weitere Sonnenfinsternisse im 20. Jahrhundert. In Mitteleuropa sind, wie wir der Halbmonatsschrift „Wir Meister“ entnehmen, totale Sonnenfinsternisse bis zum Ende des 20. Jahrhunderts nur noch dreimal zu erwarten. Am 30. Juni 1934 im Ostpreußen, am 16. Februar 1961 in Steiermark und am 11. August 1999 in Wien. Die nächste totale Sonnenfinsternis überhaupt findet am 9. Mai 1929 statt und ist im Indischen Ozean sowie in Niederländisch-Indien zu beobachten. Sie wird im Gegensatz zu der diesjährigen sehr lange, bis zu fünfzehnhundert Minuten dauern!

Ein Rekord im Waghleiben. Ein 40jähriger Mann in St. Antonio, ein Versicherungsagent, ist 150 Stunden hindereinander, also 6 1/4 Tag wachgeblieben, um einen Rekord zu erreichen. Kaffee- und dreißig Zassen Kaffee und sechs kleine Schachteln Zigaretten täglich haben ihm geholfen, den Schlaf zu vertreiben. Der Mann ist stolz darauf, einen Rekord geschlagen zu haben. Es gibt aber unter seinen Mitbürgern solche, die ihm die Ehre nicht gönnen und ihn jetzt zu einem Wettstreit herausfordern. In St. Antonio herrscht augenblicklich großes Interesse für diesen neuen Sport.

Gold aus der Luft? Die technische Abteilung der Neuyorker Staatsbehörde zeigt durch die Anwendung eines Verfahrens, daß die Wiedergewinnung von Metallischen aus dem Rauch der Goldschmelzen sozusagen Gold aus der Luft ermöglicht. Es ist bisher gelungen, etwa 600 Unzen Gold mit einem Wert von nahezu 3000 englischen Pfund auf diese Weise wiederzugewinnen. Die goldhaltigen Rauchschwaden der Schmelzöfen werden durch einen starken elektrischen Propeller durch den Kamin und durch zwei Metallplatten, die elektrisch geladen sind, getrieben. Die Goldteilchen bleiben in den Elektroden hängen und werden nachher gesammelt.

Fröhliche Ecke.

Nichts umkommen lassen. In England, wo ständig der sprichwörtlich gewordene Geiz der Schotten verspottet wird, erzählt man sich gegenwärtig folgende Anekdote:

„Papa, Papa, John ist von seiner Erkältung geheilt, und da sind noch so viele Hustenpastillen übriggeblieben.“

Der Vater (Rohblutshotte): „Das ist böß. Soaleich gehst du ohne Jacke hinaus und tauchst die Rükke in die erste beste Wasserpfübe!“

Mißverständnis. Ein amerikanischer Farmer fuhr im Eisenbahnwagen mit einem sehr behäbig aussehenden Herrn. Es war ein Bischof der anglikanischen Kirche. Der Farmer, ein Ahstinenzler sah den Dicken mitleidig an und sagte: „Sie waret früher wohl Pfarrer?“ Gutmütig antwortete der hohe Herr: „Ja, so ähnlich!“ „Aha,“ meinte der Blautreuzmann, „dann war der Alkohol schuld an Ihrer Entlassung.“

Parasiten. Raffie Sohn: „Papa, was ist ein Parasit?“

Raffie Vater: „Wie lange lebst du schon in de Schule?“

Raffie Sohn: „Bier Jahre.“

Raffie Vater: „Dann solltest du wissen, daß en Parasit ne Person, ist, die in Paris lebt.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styka, Poznan.